

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 77.

Samstag, 18. März

1933.



2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Sie haben leicht reden! Aber ich . . .“ Sie vollendete den Satz nicht, hob aber die Schultern mit einer vielsagenden Miene und begann zu essen.

„Ich“, jagte er beinahe weich: „Ich liebe das Leben.“

„Sie haben auch allen Grund dazu, wie mir scheint! Sie haben einen Weltruf als Künstler. Sie haben Arbeit, soviel Sie wollen, Freunde und Geld genug . . . ein schönes Heim . . . Und Sie wissen nicht, was es heißt, hungrig herumlaufen zu müssen und sich über alle Mägen einsam zu fühlen . . .“

„Heute nicht mehr“, warf er gedankenvoll ein.

„Aber ich weiß ein Lied davon zu singen . . . Sie hatten wenigstens ein Ziel vor Augen, aber ich habe nicht einmal das . . . Und dann ist das Leben überhaupt wertlos . . . Vielleicht kann man sich mit der Zeit daran gewöhnen, wie an so vieles andere. Doch ich glaube, man muß dazu geboren sein.“

„Und das sind Sie nicht?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Nein! — Ich habe auch — und es ist nicht einmal so fürchterlich lange her — ein Heim gehabt . . . beinahe ebenso schön wie das Ihrige . . . und einen Vater, den ich vergötterte. Die Mutter starb, als ich noch ganz klein war . . .“

„Und ist Ihr Vater jetzt auch tot?“

Sie nickte kaum merklich und starrte vor sich hin. Es entstand eine Pause, in der sie sich beide dem Essen widmeten. Dann fragte er, um das Gespräch auf ein weniger trübes Thema zu bringen:

„Sie sind wohl Ausländerin, nicht wahr?“

„Ja, ich bin Russin. Mein Vater war Schriftsteller, und wir wohnten in Moskau, bis vor zwei Jahren.“

„Und sind damals nach England geflohen?“

„Ja. Vater glaubte, sich sein Leben auch dort mit Schreiben verdienen zu können. Sein Name war ja über ganz Europa bekannt. Im Anfang fehlte es ihm auch nicht an Aufträgen. Aber sie wurden nach und nach spärlicher . . . Wir hatten eine kleine Wohnung in South Street gemietet. Da haben wir unsern letzten Heller verbraucht, und da ist er auch gestorben . . .“

Sie schwieg abermals, schaute ins Leere. Der Wind pfliff draußen und peitschte den Schnee gegen die Fenster. Im Kamin knisterten und loderten die Holzstücke. Sie feuizte, als sie fortfuhr:

„Da stand ich, ohne Essen und Kleider, ohne Heim oder Freunde, ganz allein. Wir hatten ganz für uns gelebt, alles war durch Vaters Krankheit drausgegangen . . . Wie sollte ich mich weiter durchbringen? . . . In den Geschäften wollten sie nichts von mir wissen. Die Tochter eines Schriftstellers hat wenig Aussicht, wo man heute Fürstinnen haben kann, soviel

man will.“ Sie lächelte bitter und doch nicht ohne Humor . . .

„Ich versuchte an einem kleinen Theater als Choristin anzukommen. Ich habe eine ganz nette kleine Stimme. Aber das haben andere auch . . . und so war es auch mit dem Theater nichts . . . Endlich landete ich in einem Kabarett sechsten Ranges: „Das weiße Pferd“, in derselben Straße, in der wir früher wohnten. Ich sang russische Volkslieder und begleitete mich dazu auf der Laute. Ein mageres Auskommen, aber ich konnte immerhin davon leben . . . bis mir eines Tages gekündigt wurde . . . Heute Abend habe ich zum letzten Male dort gesungen!“

„Und dann kam Ihnen der Gedanke, hierherzugehen, um Stellung zu suchen?“

„Ja, ich war früher fertig . . . und ich mußte irgend etwas unternehmen, bevor es Nacht wurde. Ich hatte . . . aus verschiedenen Gründen . . . meine Gage im voraus aufgenommen, und so war ich vollkommen blank, als ich meine Stellung verließ.“

Sie wollte lächeln, aber es blieb bei dem Versuch. French nickte:

„Ich kenne alles das aus eigener Erfahrung: keine Freunde, kein Geld, nichts zu essen und kein Dach über dem Kopfe! Die Armut ist eine der raffiniertesten Qualen in der Welt . . . Aber wir wollen schauen, Ihnen wieder auf die Beine zu helfen, nun essen Sie erst mal tüchtig.“

„Nein, danke, ich bin schon vollkommen satt.“

„Aber eine Tasse Tee müssen Sie noch trinken. Er ist nach meinem eigenen Rezept gebraut. Fast ganz russisch.“ Er lachte und schenkte ihr ein.

„Hier sind Zigaretten, gute alte Russen!“

Er reichte ihr Feuer; sich selbst zündete er eine Pfeife an:

„Wie heißen Sie übrigens?“

„Elena Sidorowitsch.“

„Ach, dann kenne ich sogar Ihren Vater, dem Namen nach, und habe auch verschiedenes von ihm gelesen. Fedor Sidorowitsch, nicht wahr?“

Sie nickte wehmütig.

„Er war im Grunde genommen Philosoph! Wie alle Russen damals!“

Sie nickte wieder. Ihre Züge entspannten sich. Sie fühlte sich so wohl! Das Vergangene schien so fern.

In diesem Augenblick läutete das Telephon.

Auffahrend kehrte Elena Sidorowitsch in die Wirklichkeit zurück. Er bemerkte es nicht. Etwas erstaunt ging er zum Apparat und hob den Hörer ab:

„Hallo! Wer da?“ Er hörte nur ein Summen.

„Hallo“, wiederholte er.

Und jetzt brach eine Stimme durch, stöckend und nervös:

„Ist dort William French?“

„Ja!“

„Spreche ich mit Herrn French selbst?“

„Ja, ich bin am Apparat.“

„Mein Name ist . . .“ Es war ein unverständliches Murren. French konnte ihn nicht verstehen.

„Es handelt sich um Fräulein Elena Sidorowitsch . . . Könnte ich sie vielleicht sprechen?“

„Sie sprechen . . . Fräulein Elena Sidorowitsch . . .?“

French wandte sich schnell nach ihr um. Ihr Gesicht war aschgrau. Sie stand da wie vom Schläge getroffen. Er dämpfte unwillkürlich seine Stimme:

„Soll ich sagen, daß Sie hier sind?“

„Um Gottes willen, nein!“ winkte sie ab.

„Nein, sie ist nicht hier . . .“, antwortete French ins Telephon.

„Ich hatte sie doch verstanden“, stotterte der Mann, „daß sie Sie heute abend noch aufsuchen wolle. Ist sie überhaupt nicht bei Ihnen gewesen?“

„Hier gewesen?“ French wandte sich wieder fragen an Elena Sidorowitsch. Aber diesmal genügte, sie anzusehen: sie nickte lebhaft.

„Doch, gewiß ist sie dagewesen. Aber sie ist schon fortgegangen, schon vor längerer Zeit! . . . Wann? . . . Ja, so genau kann ich das nicht sagen . . . Um was hätte es sich gehandelt?“

Der Mann zögerte und räusperte sich verlegen:

„Es ist wegen ihres Bruders, er ist krank geworden.“

„Ihr Bruder?“

„Ja, sehr krank, ernstlich krank. Sonst hätte ich nicht so spät angerufen . . . Aber wenn sie nicht mehr bei Ihnen ist . . . dann . . .“

French drehte sich um. Elena Sidorowitsch hatte seine Schulter berührt. Sie gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr den Apparat reichen solle. Er tat es und trat selbst zurück. Einen Augenblick stand sie wie gebannt, den Hörer gegen das Ohr gepreßt. Dann gab sie ihn zurück. Ihre Hände zitterten.

„Ja, mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen“, schloß French das Gespräch.

„Ich bitte um Entschuldigung wegen der Störung.“

French hängte den Hörer ein und wandte sich langsam zu ihr. Es fiel ihm auf, wie sehr sie sich in den letzten Minuten verändert hatte. Eine böse Erinnerung schien sie verwandelt zu haben.

„Warum wollten Sie nicht mit dem Manne sprechen?“ fragte er.

Sie gab ihm keine Antwort, sondern blickte stumm vor sich nieder.

„Wer war es?“ fragte er wieder. „Und wie verhält sich das mit Ihrem Bruder?“

„Ich habe nie einen Bruder gehabt“, antwortete sie nach langer Pause.

„Dann hat der Mann also gelogen?“

Sie nickte bejahend.

„Aber warum?“

„Er wollte mich von hier weglocken!“

„Ist es vielleicht . . . Ihr Bräutigam . . .?“

Sie nickte:

„Ich habe ihn geliebt . . .!“

„Sie sagen geliebt?“ Er betrachtete sie mit wachsender Teilnahme. „Ist es denn aus zwischen Ihnen?“

Sie nickte wieder und fing an zu schluchzen, schmerz- erfüllt und hoffnungslos. French starrte sie halb erstaunt, halb ergriffen an, ging einige Schritte auf sie zu, gab es aber dann auf: was konnte er dabei helfen?

„Sie werden unter diesen Umständen dem Mann heute abend nicht mehr gern begegnen?“ fragte er.

Ihre Wangen glühten fiebrig, als sie emporshaute:

„Ich werde ihn nie mehr sehen, niemals!“ stieß sie hervor.

„Wenn ich daran denke, was er getan, könnte ich ihn hassen! . . . Ich kann das nicht näher erklären. Aber es ist nicht so, wie Sie vielleicht glauben. Er hat mich zwar belogen und betrogen, aber nicht mit einer anderen Frau. Es ist weit schlimmer, viel, viel entsetzlicher.“

„Und Sie können sich mir nicht anvertrauen?“

Ein Ausdruck des Entsetzens huschte über ihr Gesicht:

„Mich Ihnen anvertrauen . . . Ihnen?!“ Sie vergrub das Gesicht wieder in den Händen. „Oh, es ist so blödsinnig alles . . . so furchtbar!“ Sie lächelte halb, halb schluchzte sie, wie zum Tode verzweifelt und in grenzenloser Bitterkeit.

French hob die Schultern.

In der Stimme des Mannes hatte etwas seltsam Flehendes gelegen. Als ob sich hinter den Worten eine verzweifelte Bitte verborgen hielt, eine bebende Angst! . . ., zwar verhalten und vielleicht gerade deswegen um so eindrucksvoller! . . . Was hatte er im Sinn gehabt? Was wollte er erleben . . . vor was hatte er Angst? Er schob die Fragen beiseite. Es war ja auch ganz aussichtslos, die Antwort zu erraten.

„Sie können die Nacht hierbleiben“, sagte er freundlich. „Ich werde Rice Order geben, daß er eines der Gastzimmer für Sie herrichtet. Sie stehen immer bereit, es muß nur eingeheizt werden.“

Elena Sidorowitsch nickte:

„Wenn es Ihnen möglich ist, mich zu beherbergen . . .“ Sie war etwas ruhiger geworden.

„Mit größter Freude!“

Rice war auf das Klingeln herbeigeeilt. Er hatte seine Befehle entgegengenommen, und als Bill sie eine Viertelstunde später zu dem Fremdenzimmer geleitete, flammte bereits das Feuer im Kamin und verbreitete Gemütlichkeit und wohlthuende Wärme.

Elena Sidorowitsch war sehr blaß. Seit dem Telefongespräch wurde ihr Körper ununterbrochen von konvulsivischen Krämpfen durchzuckt. Ihre Gefühle hatten sich allmählich zu einem bohrenden Schmerz gesteigert, so daß sie sich kaum enthalten konnte, laut aufzujuchzen: Wenn er nur gehen wollte! Wenn er nur gehen wollte!

„Ja, dann gute Nacht also!“, nickte er freundlich, „und schlafen Sie wohl!“

Sie versuchte zu lächeln, aber sie vermochte es nicht. Als er fort war, ließ sie zum Bett und bohrte das Gesicht stöhnend in die Kissen. Und so blieb sie eine geraume Zeit liegen.

Allmählich beruhigte sie sich, hob den Kopf und horchte auf den fallenden Schnee. Ihre Augen brannten — ihr Gesicht fühlte sich kalt wie eine Totenmaske an.

„Schnee, Schnee!“ flüsterte sie. „Ach, wenn er mein Leben auslöschte wie draußen Weg und Pfad!“

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

1.

„Wenn ich auf die vergangenen Jahre zurückblide“, sagte William French ein Jahr später an einem Frühlingmorgen zu seiner Frau, „und auf die Entwicklung, die mein Leben genommen hat: wie merkwürdig hat sich doch alles gefügt . . . Daß wir zwei uns in jener Winternacht begegneten . . . daß du krank wurdest . . . und mehrere Wochen als Refonvalezentin nach der Lungenentzündung hier zubringen mußtest . . .“

„ . . . und daß ich meinen schlechten Geschmack dadurch bewies, daß ich mich in dich verliebte“, neckte sie ihn lächelnd.

„ . . . und wie deine Intelligenz so weit versagte, daß du mich heiratetest“, gab er ihr zurück. . . „das ist doch alles wie ein einziges großes Märchen. Und es gibt noch Augenblicke, da ich mich — bildlich gesprochen — in den Arm kneifen möchte, um mich zu überzeugen, daß ich noch immer derselbe William French bin, der früher niemals verliebt war, und der durch viele schwere Jahre hindurch einen fast aussichtslosen Kampf geführt hat, um sich über Wasser zu halten: Heute ein reiflos glücklicher Mann, ein berühmter Künstler, dazu Kapitalist und . . . Hausbesitzer in Park Lane . . .“ Er lächelte knabenhaft. „Chemals ein Einsamer, den niemand beachtete, ein kümmerlicher Mieter in einer noch kümmerlicheren Bude in dem armseligen Eastend. Ja: glaube mir, es war eine fürchterliche Umgebung, in der ich damals hausen mußte!“

(Fortsetzung folgt.)

Lied eines Hafens.

Von Ulrich Tertinden.

Mein Zimmer ist gefüllt mit metallisch klingenden Tönen der Dampfperisen. Diese Sirenen haben eine Art zu heulen und schwingen sich als viestimmige Schreie über den verworrenen Hafen, hallen von den Wänden wider, daß ich das Klopfen des Hotelboys überhöre, der mir eine Einladung zu einer Hafenumrundfahrt bringt. Ich will diese Einladung für den morgigen Tag annehmen, aber heute will ich allein meine Wege suchen durch den Irregang der kleinen winddurchströmten Gassen, durch das Gewirr des Hafens, an den Bassins vorbei mitten in die Werfte hinein.

In meinem Fenster hängt der zage Schmutz der Morgenjonne. Ich liebe diese Marjardenstüben, von denen aus man die ganze Stadt übersehen kann. Zahllose Dampfpflanzen steigen in die Luft, dräben bei den Werften wachsen Dampfsäulen in den Himmel, rollen schwarze Rauchwalzen über die Masten. Manchmal blühen in den Hafengewässern oder weiter draußen, wo es stiller ist, in den Bassins von Morgenhänden verstreute Sonnenrosen auf, die im nächsten Augenblick wieder unter einer bebenden Schiffsschraube eines Motorbootes oder eines einjahnenden Dampfers zerfließen.

Ein wunderbares Lied der Arbeit trägt den Hafen: Wasserschäum schlägt um geruhame Ozeanriesen, Barkassen, Pinassen tummeln sich wie geschäftige Wasserkäfer und umschwärmen spielerisch die Dampfer; von den Schiffswänden, an denen Arbeiter wie Bienen hängen, tönt klingendes Hämmerwerk herüber, Schiffsschrauben rauschen, eine ungezählte Schar Krane reckt die Hälse, packt mit Eisensäufen mitten in den bunten Trübel hinein nach irgendetwas Bestimmtem, trägt Ballen oder Kisten über die aufgeschwungen, stürmisch bewegten Wasser in die Magazine.

Ich steige vier Stockwerke hinab in die kleinen engen schmuckigen Straßen, zu den Fleets, deren öliges Wasser schlammig ist und graugrün schillert. Stämmige Männer treiben an langen Stangen die stahlbeschlagenen Schlepper durch die Fleets, unter den Häusern weiter, in die Gracht, dem Kanal zu oder zu dem Rücken eines Handelskaufes.

In den engen Gassen fällt dich der Seewind an. Da sieht man keine eleganten Frauen, aber Matrosen und Schiffsknechte, gewalttätig aussehende breitschultrige Neger oder zierliche gelbfarbene Javanesen, die die Hafenschenken suchen. Dann öffnet sich die Stadt, die Singel kommen, die Straßen werden breiter, ein modernes großes Rathaus steht plötzlich da, man spaziert wieder über hochgeschwungene steinerne Brücken, erreicht die Nähe des Hafens. Oben donnern metallen die Räder dahin, durch die Straßen bimmeln die Trams. In der Nähe des Postgebäudes endet eine Gracht, in die die Kutter und Segelbootboote die südländischen Früchte bringen. Auf den Schiffstegen sitzen alte Matrosen und rauchen Pfeife, und spucken kunstgerecht über die Kisten hinweg in den Kanal. Die Segel sind gerast, die Passanten schimpfen über die umhergestreuten Bananenschalen.

Der Blick wird plötzlich durch eine Anzahl wunderbar geschwungener Brücken gefangen genommen, langgedehnte elegante Brücken. Weiter weg schwingt sich die großartigste der Eisenbahnbrücken über einen Teich, die mehr als zweitausendfünfhundert Meter lange Brücke von Moerdyk nach dem Hafen. Kuppeln von Gebäuden ragen über die Brücken auf und flammen in den Sonnenstrahlen. Aus den oberen Stockwerken der schmalbrüstig gebauten Häuser lärmen brüllend die kleinen Kinder. Ein gut aufgelegter Matrose singt ein allerneuestes englisches Schlagerlied.

Nach einigen Gassen stand ich plötzlich vor dem Bassin und sah den Seglern zu, die wie südländische entfaltete Blüten ihre Segel dem Winde zur Liebkosung überließen. Ein Frachtdampfer wurde gelöscht, ein Ozeanrieser in das Dock geschleppt und ein Gewirr von kleinem Schiffszeug tummelte sich auf der breiten Wasserfläche.

Der Rhein, der Atem Europas, teilt sich hier, um nicht allzu stürmisch in die See zu stoßen, und es ergeben sich außerordentlich breite Bassins: die alle zu Hafen wurden. Von den drei Hafen ist vielleicht der bunteste Hafen der Maashafen, im Waalhafen vollert die Arbeit, trommelt das Handwerk in den Werften, im Rheinhafen sammelt sich alles, was es an Schleppbooten gibt.

Vor den Fabriken komme ich in einen Trübel rastender Arbeiter, die in den von Eisen und Feuer geschwärzten Händen wunderbar zartes weißes Brot halten. Zwischen den Scheiben glänzt gelb wie Schlüsselblumen die Butter, und Schinken, rosarotfarben, läßt zum Essen ein.

Bald darauf sucht sich das kleine, heftig geschaukelte Motorboot den Weg wieder ins Freie des Hafens. Gleitet an den Riesenseibern der Schiffe vorbei, an den langgestreckten Docks, unter den Kränen hindurch, an den Auswandererstationen vorbei, biegt nach links und rechts, und schlägt einen eleganten Bogen um das einjahnende Schiff, das aus Suriname kommend, die Sehnsucht nach den Fernen, nach den Ozeanen weckt, nach der Südsee, nach den unbekanntem im Sommerglanz schimmernden Ländern. Schwarzer Kohlenrauch schlägt über uns, der kleine Kapitän, der mir während dieser Hafenumrundung mit einigen Worten

von seinem indischen Küstendienst erzählte, dabei die deutliche Situation in den Kolonien streifte, und nicht vergaß, mir dies und jenes Interessante zu zeigen, sucht den kürzesten Weg aus diesem Quaal. Und da sich der Rauch hartnäckig auf dem Wasser gemächlich macht, schlägt er das Boot herum und fährt zwischen zwei wellenschlagenden Dampfern wie durch eine Schlucht wieder in das Freie.

Türme, Siebelsluchte und Schiffe verdämmern in grauen Schleiern und noch immer jagen wir durch den Hafen. Es dämmert stark. An den Masten der Schiffe blühen grüne, rote, weiße Lichter auf. Jemand spaltet das Blinlicht eines Leuchtturmes die frühe Dunkelheit, in kurzen gleichmäßigen Abständen wirft es seine Lichtegel in das endlose schwarze Nichts.

Sterne hängen einzeln. Der Seewind singt. Die Wasser sind dunkel geworden. Die Wellen schwingen das Boot. Sirenen gellen dumpf. Dann zieht noch ein Schiff mit zahllosen gelben Unterbedleuchtern vorbei, wir kehren um und fahren zurück, wieder in den heranbrausenden Barm in das gleichsam aus dem Keere steigende Hämmer, in das Pfauen hinein, rasch und eilig der Stadt zu, mit voller Geschwindigkeit, daß das Wasser hinter uns im blassen Mondlicht wie eine märchenhafte Perlen schnur schäumt.

Schiffe, Werften, Magazine und Häuser sind wieder da, wir fahren langsamer. Es grüßen uns die Lichter der Stadt. Wir sind im Hafen: Rotterdam ...

Der fehlende Knopf.

Skizze von Otto König.

Die Tür fiel leise hinter Kolekty ins Schloß. Er stand auf der nächtlichen Straße.

Die Luft war köstlich. Sie fuhr dem Mann um die heiße Stirn, und er atmete sie in tiefen Zügen ein. Er hätte es dort oben in der Wohnung nicht länger ausgehalten, dort oben, wo der andere mit durchlöcherter Stirn am Boden lag, die Finger zur letzten Abwehr zusammengekrallt, dort oben, wo aus allen Ecken des dumpfen Zimmers röhrende Gespenster aufzutauden schienen, als Kolekty Schränke und Schubladen durchsuchte.

Doch jetzt war das alles vorbei. Ein Bündel Banknoten, nur große Scheine, schmiegte sich schmeichelnd an seine Brust. Jetzt hatte sie endlich ein Ende, diese ewige Not, dieses Hausen in muffigen, kalten Dachkammern. Jetzt begann das neue Leben der Sorglosigkeit, des Genießens. Jetzt war er reich, jetzt konnte er sich neu einkleiden, und niemand fragte danach, woher die Scheine kamen.

Kolekty ging am Partgitter entlang. Der Zug, den er zur Nacht benutzen wollte, fuhr erst in anderthalb Stunden. So hatte der Mann Zeit, in einem der Nachtlokale dort drüben noch etwas zu trinken, etwas, das seine Nerven beruhigen sollte. Denn jetzt fühlte er erst, wie erregt er noch war, wie ...

Er sprang zur Seite, taumelte gegen das Gitter. Kolekty wäre beinahe in eine Blutlache getreten. Breit und glänzend lag sie vor ihm auf dem Bürgersteig. Sie war wie jene Lache dort oben in der Wohnung, die er eben verlassen hatte. Er mußte sich am Gitter festhalten, um nicht zusammenzubrechen. Er starrte das Blut an und — lachte plötzlich laut und blechern. Das Blut war Wasser, schmutziges Regenwasser, in dem das rötliche Licht des Nachtlokals dort drüben sich spiegelte.

Kolekty ging weiter. Er wollte sich nicht wieder von seinen eigenen Nerven zum Narren halten lassen. Doch sein Lachen klang ihm noch schmetternd in den Ohren, schien sich fortzupflanzen, wälzte sich die Straße hinab. Unsinn, Unsinn!

Kolekty pff. Er wollte das Lachen übertönen. Er pffte falsch, grauenhaft falsch. Aber es war noch besser als das Lachen, und langsam fand sich Kolekty in die frohliche Weise hinein, langsam wurde er mit sich selbst zufriedener: „Endlich beruhigst du dich!“ Er sagte nach dem Banknotenbündel in der Tasche, er freizettelte mit der Hand den Mantel an der Stelle, wo die Scheine saßen, er malte sich das Leben aus, das er jetzt führen wollte.

Da sah er drüben auf der anderen Straßenseite zwei Schutzleute gehen. Ihre Tschafos blinkten im Schein einer Vogenlampe matt herüber wie zwei prüfende Augen. Kolekty wollte umkehren. Dann lachte er leise: Unsinn! Jetzt gerade wollte er seine Nerven zeigen, daß er sie im Zaum hielt, jetzt gerade wollte er die Schutzleute ansprechen. Er brauchte sich ja nicht vor ihnen zu fürchten. Denn wer wußte, daß weiter dort hinten in einer Wohnung ein Mann lag und ...

Kolekty küßte den Hut. Er fragte nach dem Bahnhof. Er kannte ja den Weg gut genug, aber er mußte irgend einen Vorwand haben. Er horchte auf seine eigene Stimme. Sie zitterte nicht, war nicht verlegen, und auch den Blick des Schutzmanns konnte er aushalten. Kolekty war mit sich selbst zufrieden, dankte, ging weiter.

Er lachte in sich hinein. Da lag dort hinten ein Mensch und hier gab die Polizei dem Mörder freundlich Auskunft! Der Wit

war zu tödlich. Das Geld in der Brusttasche drückte wuchtig. Es schien sich vor Lachen zu blähen. Kolesky tänzelte fast, als er rasch weiter schritt.

Jetzt stand er vor einem Nachtlokal. Auf einem Stuhl davor kauerte ein alter Bettler. Der Mann war zerkümpert und sah verwahrloht aus. Kolesky schüttelte sich. Er glaubte den stinkenden Atem der Armut zu spüren, vor der er sich so gefürchtet hatte und die jetzt für ihn weit, weit dort hinten lag. Hastig ging er an dem Bettler vorbei.

Im Nachtlokal brannten die Lichter unter dämpfenden Stoffschirmen. Nur über der Bar leuchtete es hell. Kolesky mochte sich nicht ins Dämmerlicht setzen; er hatte lange genug im Dunkel gelebt. Er ging an die Bar, befehlte den Mantel an. Sein Zug fuhr ja bald, sein Zug, der ihn nach dem Süden bringen sollte, über die Grenze.

Er bestellte ein Getränk. Er sah, wie der Mixer es zusammenbraute, er sah die schmutzigen Arme des weißen Kittels, sah das vom Schweiß an die Stirn geklebte dunkle Haar des Mannes, die schwarzen Fingernägel, den unfauberen Kragen. War denn überall diese gleiche Armut, diese gleiche Verkommenheit, der er enttrinnen wollte? Mußte er ihr überall begegnen? Auch jetzt noch, wo er das Vermögen in der Tasche trug? Ein leichter Ekel, ein Gefühl der Enttäuschung machte ihm die Kehle trocken. Er goß das Getränk rasch hinunter.

Kolesky hielt den Becher noch in der Hand. Da sah er den Blick des Mixers auf seinem Mantel ruhen, dort auf der Brust, wo das Banknotenbündel lag. Was wollte der Mann? Komte er durch Stoff und Futter blicken? Kolesky fuhr mit der Linken über die Brust, als wollte er die Scheine dort vor den Augen des Beifitzers schützen.

Und dann fiel der Becher fast auf den Bartisch, so erschrocken legte sich auch die rechte Hand auf die Brust. Dann griff sie in die Tasche, suchte mit zitternden Fingern nach einem Schein, legte ihn auf die Marmorplatte: „Zahlen!“ Der Mixer verzog einen Augenblick die Mundwinkel und wechselte. Kolesky verließ das Lokal wie ein Flüchtling.

Sein Kopf war wirr. Er wußte nicht, wohin er sollte. Er fürchtete sich vor dem Bahnhof. Er fürchtete sich vor der Straße. Er fürchtete sich vor dem Nachtlokal, aus dem er floh. Denn an seinem Mantel fehlte ein Knopf, dort, wo das Banknotenbündel lag. Ein Stück Stoff war mit ihm ausgerissen worden.

Kolesky wußte, wo der Knopf liegen mußte: Neben dem Toten mit der durchlöchernten Stirn. Hatten die Finger des anderen sich nicht im letzten Augenblick abwehrend am Mantel festkrallen wollen? Ja, der Knopf lag dort oben, ein stummer, nein ein schreiender Zeuge seiner Tat: „Er ist es gewesen! Er, an dessen Mantel ich fehle! Er ist es gewesen, der mit den Schutzleuten sprach, dessen Gesicht sich in das Gedächtnis der beiden einprägte! Er ist es gewesen, den der Bettler sah, den der Bar-mixer genau beschreiben kann. Er ist es gewesen, der nicht mehr entkommen kann!“

Der Mörder fuhr nicht über die Grenze. Denn zu der Zeit, da der Zug nach dem Süden abfahren sollte, trat ein Mann in die Polizeiwache. Er war müde, abgehehrt, die Haare hingen ihm ins Gesicht, der Schweiß lief ihm von der Stirn: „Kolesky heiße ich. Verhaften Sie mich! Ich habe einen Menschen getötet. Ich kann nicht entkommen! Mir fehlt ein Knopf, ein Knopf, ein Knopf! Der Tote hat ihn mir abgerissen!“

Kolesky irrte sich. Der Knopf hing mit einem Stückchen Stoff am Bartgitter.

Mode siegt im Frühlingszeichen.

Von Willy Rath.

Des Widerspenstigen Zähmung.

Hadebrand war wutentbrannt. Nicht weil auch bei Hadebrand der Dalles umging. Das sowieso. Nein, bloß wegen des Strohs!

„Blödsinn, Wahnsinn! Schwachsinn des Weibes!“ rief er. „Strohhäuschen, Strohhäutelein — mitten im Winter —“

„Mitten —?“

„In unserem Klima! Wo wir uns freuen wie die Kannibalen, wenn mal aus Versehen ein Sonnenblinzeln zwischen Schnee und Nebel kommt!“

Ishebill blieb vorerst unermutet sanft. „Ja, aber — Wo doch alle Schaulenker schon seit Januar voller entzündeter Strohhäuschen sind!“

„Natürlich! Pariser Beispiel, selbstverständlich! Und dort hat's doch noch 'n Sinn: wegen Rizza und Cannes!“

„Ist das denn nicht sein, Hadebrand, wenn uns in Gottes Namen die Illusion erhalten wird, unsereins könne auch noch an die Riviera? ... Und hier war's doch so ein milder Winter —“

„Ist, ist! Noch immer Winter! Diden Schnee kriegen wir noch! Aber wer ist schuld an dem Unfug? Die Händler sind tüchtige, vernünftige Leute. Die würden sich hüten, im

nordischen Winter ein Lager Strohbedel anzuschaffen, wüßten sie nicht, die Frauen wollen's!“

„Du schadest dir, Hadebrand, mit dieser krampfhaften Erregung.“

„Was heißt hier krampfhaft! Auf jeden Fall: Wir kaufen kein Strohbadel vor Ostern! Frühestens Gründonnerstag! Auch schon sträfliches Zugeständnis an die Saisonlüge! Der deutsche Mai ist ein Wintermonat, Juni verregnet allemal. Sinn hätte Stroh erst ab Juli!“

Ishebill tippte ihm anmutig gegen die Stirn. „Armer Blinder! Sonst redst du gern von Volkswirtschaft, Wirtschaftsschule, Umsatz, Absatz. Das ist doch jabelhaft, wie da mit den süßen, kleinen Strohdingern ein neuer Bedarf, ein Kaufantrieb ohne Zwang geschaffen ist, im nordischen Winter! Und eine tröstliche Verheißung — Einbildung meinerwegen: daß wir schon Frühling hätten! — Aber lassen wir's, laß nur! Und wenn alle Frauen, alle schiden, mit Strohhäuschen umherlaufen, alle Bekannte! Ich will nicht mehr. Ich ... kann entsagen.“

Verblüfft, ganz aus dem Konzept, starrte er sie an. „Abgesehen ...“ Sie reichte ihm gefassen eine Karte. „Kaufmanns laden uns für Sonntag zum Tee ein. Wir sagen doch zu?“

„Ja, natürlich. Man hat sich lange nicht gesehen. Tee ist noch das einzige heut. Man braucht nichts anzuschaffen.“

Am Samstag kam Hadebrand mit einem leichten, runden Patetgen heim. Legte es mit wunderbar vernünftiger Miene vor Ishebill hin und verzog sich fast fluchtartig ins Herrenzimmer.

Kopfschüttelnd, ahnungsvoll sah sie ihm nach. Die Fingerspitzen verrieten ihr schon, was die dünne, kleine Hülle barg. Als sie auspackte, lachte sie auf, lachte ... daß es sie schüttelte. Holte ein anderes Päckchen hinterm Samowar hervor. Und ging zu Hadebrand.

„Mach's auf!“ bat sie, mit mühsam verhaltener Heiterkeit, als sie am Schreibtisch neben ihm stand.

Er scheute sich, emporzusehen. „Tu du 's! Ich — schäme mich.“ — „Mach's auf, sage ich. Es ist nicht dein's!“

Nun blickte er doch nach ihr. Und sah in ihren zarten Händen — seine Augen weiteten sich unheimlich — zwei nette, sippige schwarze Strohhäuschen! Die Formen sehr ähnlich. Seine Lippen suchten Worte zu formen.

„Sprich nicht!“ sagte sie lachend. „Gräm dich nicht! Meiner ist aus dem Warenhaus. Der wird gegen Kasseler und Teltower umgetauscht. Hauptsache, daß wir uns ja doch vertragen, oder Hadebrand. — es geht halt nicht anders, bei Kaufmanns. Wenn alle so schmissig sind, so frühlingshaft —“

Er markierte eine letzte Rückzugsbedingung. „Nimm sie energisch aus Sinn. Du bist immer frühlingshaft, bitt' ich mir aus ... Mir ist's bloß um die Hebung der Volkswirtschaft!“

Welt u. Wissen

Trug man in der Bronzezeit Brillen? Man hat in vorhistorischen Gräbern Europas Schmuckstücke gefunden, die einer Brille oder einem Kneifer ganz ähnlich sind, und zwar waren es zwei Drahtspiralen, die durch einen Bügel verbunden sind. Die Spiralen bildeten zwei Scheiben, in deren Mittelpunkt je eine Öffnung frei war, deren Entfernung dem Pupillenabstand oft entsprach. Es handelte sich wahrscheinlich um Schutzbrillen — wie „Wissen und Fortschritt“ ausführt — die einen großen Teil der Strahlen abdeckten und in der Mitte die Sicht freiließen. Andererseits fand man auch Brillen, die zu groß oder zu klein waren. Vielleicht kannte man damals schon Übertreibungen und Modetorheiten?

Die größte Meerestiefe: 13 500 Meter. Die Meerestiefen sind in den letzten Jahren sehr viel neu erlotet worden. Jetzt hat eine Forschungsabteilung unter Führung von Dr. Paul Bartisch nach einer Mitteilung in der „Umschau“ nordöstlich von Portorico 13 500 Meter Meerestiefe gemessen. Den bisherigen Höchstwert hatte 1929 der deutsche Kreuzer „Emden“ in der Nähe der Philippinen gefunden, die Mindanao-Tiefe mit 10 790 Meter. Nördlich von Neuseeland liegt die Aldrich-Tiefe mit 9 427 Meter. Der Atlantische Ozean ist am tiefsten in den westindischen Gewässern mit 8 526 Meter. Im Süden dieses Ozeans kam das Vermessungsschiff „Meteor“ bei 8 100 Meter schon auf Grund. Dieser Punkt liegt sehr entfernt von der einsamen Insel Süd-Georgia, östlich der Spitze Südamerikas. Der Indische Ozean und die Polarmeere weisen nicht so hohe Tiefen auf. Südlich von Java wurde schon bei 7 000 Meter Grund erreicht und im nördlichen Eismeer 1927 durch Wilkins sogar bei 5 441 Meter.